

Seitenschiff des Domes aus zugänglich ist – ein seelsorgliches Novum!). Viele Exerzitanden haben von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Da die Teilnehmer bei der Anmeldung Alter, Stand, Beruf und Adresse angeben mußten, ist ein Überblick über die Zusammensetzung dieses einzigartigen Exerzitienkurses möglich. Es waren begreiflicherweise mehr Frauen als Männer; dem Alter nach überwogen die 30 bis 60jährigen; es waren unter ihnen schlichte, einfache Menschen, Arbeiter, Haus- und Büroangestellte, Beamte, Kaufleute, Akademiker aller Berufe, Angehörige der Ministerien, Väter und Mütter, öfters mit ihren erwachsenen Kindern. Viele von ihnen sagten, daß sie schon lange den Wunsch gehabt hätten, einmal Exerzitien zu machen, aber aus familiären oder beruflichen Gründen nicht hätten abkommen können. Dem religiösen Standort nach setzte sich die Exerziatengemeinschaft aus den verschiedensten Gruppen zusammen: es waren die sogenannten „guten“ Katholiken dabei, aber auch nicht wenige, die ihr Leben – oft nach Jahren – wieder in Ordnung brachten, und wieder solche, die in dieser oder jener Form der besonderen Nachfolge Christi lebten und deren inneres Leben eine erstaunliche Reife aufwies.

Zieht man die Bilanz dieses wohl vorbereiteten und glänzend gelungenen neuartigen Versuchs (den aber Ignatius von Loyola selbst schon in seinem Exerzitienbuch vorgesehen hat, vgl. annot. 19), Christen in größerer Zahl zu einem innerlichen Leben anzuleiten und Elite heranzubilden, so muß man sagen, daß uns hier ein Seelsorgsmittel ersten Ranges an die Hand gegeben ist, das weit über die Volksmissionen zu stellen ist und das dem differenzierten Menschen von heute in seinen oft schwierigen Lebensumständen aufs beste entspricht. Dabei sind es keineswegs nur die Frommen, die hier angesprochen werden. Die Wirkung solcher Tage ist nachhaltig, weil der Exerzitand zur Eigenübung angeleitet wurde und die gedruckten Meditationen auch später wieder vornehmen kann (was viele ganz spontan zu tun versprochen). Es wäre darum der Mühe wert, wenn man sich auch andernorts Gedanken über die Ermöglichung solcher Exerzitien machte. Sie übertreffen in ihrer Tiefenwirkung um ein mehrfaches die vielen Vorträge, die gerade wir Deutschen überall zu halten pflegen. Was nottut, ist nicht das bloße Hören, sondern die Anleitung zur „Einübung im Christentum“.

Gründe für die Revolutionen in Lateinamerika

In einer lesenswerten Studie in der *Revista de Estudios Politicos, Madrid 1957, Nr. 93, 139 ff.*, befaßt sich A. Carro Martinez mit den Gründen, warum es in Lateinamerika so viele Revolutionen gibt.

Er führt dies auf die dem südamerikanischen Kontinent eigentümliche rassische Zusammensetzung zurück. Wenn auch schon früh, schon 50 Jahre nach der spanischen Eroberung, Eingeborene, etwa Garcilaso, führende Stellungen in der Kolonialverwaltung einnahmen, so blieb die politische Führung doch bis heute bei den Spaniern und ihren Nachkommen. Die Zahl der Neger ist gering und überwindet erst das Sklavenstadium. Der Indio selbst ist weithin politisch ohne Interesse. Nur ein politischer „Führer“ vermag ihn der Passivität zu entreißen und vorübergehend aufzuwiegeln. Aber auch für das iberische Element gilt, daß das europäische demokratische Denken dort keinen Anklang findet. Zwar haben alle Staaten eine Konstitution, aber dem Iberoamerikaner liegt wenig am Parlament und an den Paragraphen der Verfassung, sondern alles an der Person, die sie trägt. Dies gilt von den Unabhängigkeitskriegen bis heute. Er will die Souveränität seines Staates sichtbar vor sich sehen. Von einer Teilung der Gewalten hält er nichts. Für sich selbst verlangt der Südamerikaner Freiheit, und diese Freiheit sieht er in dem Manne seiner Wahl gesichert. Bolivar, San Martin und Iturbide sind die ersten „Diktatoren“, „Führer“, Caudillos in Südamerika gewesen. Ihre politische Tat-

kraft schuf die Staaten, nicht aber Regierungsprogramme. Sie galten höchstens für die Zeit ihres Aufstieges. Als sie zur Macht gekommen waren, wußten sie, daß ihre persönliche Tüchtigkeit allein ihnen das Vertrauen ihrer Anhänger sicherte. Wie in Spanien selbst entzündet sich die politische Leidenschaft auch in Südamerika an der Liebe zu einem Helden. Man ist zwar bereit, die Mängel eines solchen persönlichen und nicht institutionellen Systems anzuerkennen. Aber im praktischen Leben zollt man seinen Beifall nicht dem, der in der Diskussion die besten Gründe vorbringt, sondern dem, der die größte Kraft in der Darlegung seiner Überzeugung zeigt. Das muß nicht einen Mangel an demokratischem Denken bedeuten. Jeder dünkt sich vielmehr dem anderen gleich. Aber er vertraut nicht dem geschriebenen Wort der Verfassung, die er kaum im Ernst liest, sondern der Persönlichkeit, die das zu vollbringen weiß, was im Augenblick not tut. Man hat das vielfach als politische Rückständigkeit angesehen. Aber schon seit einiger Zeit beginnen bedeutende Forscher selbst aus den USA zu sehen, daß es sich hier um eine Raseigentümlichkeit handelt, die dem angelsächsischen Denken entgegengesetzt ist.

Diese Eigenart erklärt, weshalb sich tüchtige Diktatoren, wie Porfirio Diaz in Mexiko viele Jahre halten konnten, während andererseits Nicaragua etwa innerhalb von 14 Jahren 23 Staatspräsidenten hatte. In Paraguay gab es innerhalb von 18 Monaten von 1948–1950 6 Präsidenten, die alle derselben Partei angehörten. Man verehrt den Staatsmann, der Begeisterung und Achtung erweckt, verwirft ihn aber in dem Augenblick, da er schwankt und eine Spur von Unsicherheit zeigt. So sind es eigentlich auch nicht Parteien mit verschiedenen politischen Anschauungen, die einander gegenüberstehen, sondern Gruppen von Freunden eines Mannes, dem politische Führerkraft eignet.

Selbstverständlich spielt in diesen Kämpfen die jeweilige Notlage des betreffenden Landes eine große Rolle, in der Gegenwart die Arbeiterfrage. Daher kommt es, daß heute die Arbeiterparteien den Diktator stellen. So war es bei Perón, dessen Sturz eine Leere schuf, die bis heute noch nicht ausgefüllt wurde. Das scheint wenigstens theoretisch eine kommunistische Gefahr heraufzubeschwören. Aber bis heute hat diese Partei eigentlich mehr an Einfluß verloren. Wenn die Wirtschaftspolitik einigermaßen den Wohlstand des breiten Volkes im Auge hat, dürfen die auf der Arbeiterbewegung fußenden Diktatoren keine kommunistischen Neigungen haben. Der Liberalismus scheint zu schwinden; an seine Stelle wird die immer mehr sich organisierende Arbeiterschaft treten, die dann eine einigermaßen beständige Grundlage für ein besseres und geordnetes öffentliches Leben bilden könnte. Auch das Heer scheint sich mehr diesem Einfluß der Arbeiterschaft zu öffnen. Doch bleibt die Neigung des Volkes zu einer sichtbaren, starken, führenden Gewalt, verkörpert in einem politischen Führer, von solchen Wandlungen unberührt. Die Parlamente werden von ihm abhängig sein und zum Teil nur die Dekrete des Diktators hinnehmen und registrieren.

Die meisten Staaten außer Costa Rica, Guatemala, Honduras, Panamá, El Salvador und Paraguay haben zwei Kammern. Sie sind klein. Die erste Kammer hat nur in Brasilien 304 Abgeordnete. In den meisten größeren Staaten zählen sie (Argentinien 158) bis etwa 100 Mitglieder, in den kleineren und auch in den Einkammerstaaten mehr oder weniger 50. Da kein Land föderalistisch aufgebaut ist, wäre ein Einkammersystem überall das Gegebene. Aber ein Zweikammersystem ist immer auch eine willkommene Einladung zum Kampf um die Vorherrschaft.

Wenn auch föderalistische Gedanken und das Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika bei der südamerikanischen Staatenbildung wirksam waren, am meisten in Argentinien, hat sich doch überall ein zentralistisches System herausgebildet; immer die gleiche Neigung zu einem von einem Einzelnen gelenkten Staatswesen. Das Staatsoberhaupt heißt überall Präsident; die meisten Staaten verbieten die Wiederwahl. Tatsächlich aber setzen sich die starken Präsidenten

gegen die Verfassungsvorschrift immer wieder durch, im ungünstigsten Fall dadurch, daß sie eine Zeitlang eine Schattenfigur aus ihrem Anhängerkreis so lange vorschieben, bis die Wiederwahl wieder gestattet ist. Solange sie nicht durch eine schlechte Wirtschaftspolitik, insbesondere nicht durch persönliche Verschwendung, Anstoß erregen, ist die Herrschaft eines solchen Führerpräsidenten bis zu seinem Tod unbestritten. Weder die Kritik der Presse noch die Kontrolle des Parlaments noch der Einfluß der Verwaltungsdemokratie hat bisher daran etwas ändern können. Diese Regierungsform kann sich zwar nicht auf das Recht stützen und zeigt auch sonst viele Mängel, aber die Kraft des einzelnen und das Fühlen des Volkes, das einer souveränen Persönlichkeit anhängen will, haben sich bis heute immer wieder durchgesetzt.

UMSCHAU

Probleme der katholischen Jugendverbände Frankreichs

Die Jahre um 1890 bedeuten einen Wendepunkt für den französischen Katholizismus. Wenn sich auch schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts bedeutende Katholiken wie Ozanam und Montalembert ohne bittere Rückgefühle um eine christliche Durchdringung der neuen politischen und sozialen Verhältnisse bemüht hatten, so blieben doch weite Kreise in einer grundsätzlichen Ablehnung der durch die Revolution geschaffenen Lage befangen. Erst mit der ausdrücklichen Aufforderung Leos XIII. an die französischen Katholiken, sich mit der „Republik“ auszusöhnen, begann eine neue, positive Phase der Mitarbeit der Katholiken am Leben der Nation, die auch durch den Kulturkampf der Jahrhundertwende nicht mehr unterbrochen werden sollte.

Der Verband der katholischen Jugend Frankreichs

In eben diese Zeit, genau in das Jahr 1886, fällt die Gründung des Verbandes der katholischen Jugend Frankreichs (Association Catholique de la Jeunesse Française, abgekürzt ACJF). Sie wurde

zur Bekämpfung der Ungerechtigkeiten in der herrschenden Staats- und Gesellschaftsordnung gegründet. Immer mehr zeigte sich dabei eine Aufgeschlossenheit für die soziale Frage, und schon der zweite Präsident des Verbandes prägte die Formel: „Wir sind sozial, weil wir katholisch sind.“ Während der ganzen 70 Jahre ihrer Existenz finden wir als Ziel der ACJF: Vertiefung des Glaubens ihrer Mitglieder, christliches Zeugnis durch Studium der Gegenwartsfragen und tätige Mithilfe zu ihrer Lösung.

Dabei tritt neben der Verbreitung der päpstlichen Soziallehren immer mehr die Aussöhnung der Katholiken mit der modernen Demokratie hervor, und zwar nicht nur durch theoretische Schulung, sondern durch das Wecken des sozialen und staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtseins. So wurden – oft erfolgreiche – Kampagnen für Gesetzesvorlagen etwa im Arbeitsrecht, Initiativen für Hilfskassen oder Arbeitersiedlungen angeregt und anderes mehr. Nicht wenige spätere Gewerkschaftler fanden hier ihre erste Anregung und Schulung. Daneben lief ein ständiges Bemühen um Vertiefung des christlichen Lebens durch Exerzitien und Einkehrtage, wovon – unter anderem – die vielen aus dem Verband hervorgegangenen Priester- und Ordensberufe Zeugnis ablegen.